

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 17 (2010)
Heft: 191

Rubrik: Thema

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

RHEINTAL

Das bröselige Denkmal

«Seit jeher bildet die historische Marktstadt mit ihren lauschigen Gassen und sehenswerten Häusern das Zentrum der Region.» So steht es auf der offiziellen Internetseite Altstätten. In der Tat, es sind die historischen Bauwerke, welche die Stadt von anderen Gemeinden abheben. Die Bemühungen, der Bausubstanz zumindest in der Altstadt Sorge zu tragen, sind spürbar, doch es gibt ein paar Tolggen im Reinheft. Einer ist brandaktuell und löst weit mehr als nur Kopfschütteln aus. Es geht um die Stadtmauer oder vielmehr um den Umgang mit dem ältesten Bauwerk der Stadt. Seit vier Jahren ist der letzte Rest der mittelalterlichen Mauer mit Plastikbahnen abgedeckt. Teils an Latten genagelt, teils flatternd im Wind. An einigen Stellen wird der Kunststoff bereits von Efeu durchdrungen, an anderen bilden sich Moosteppiche. Die fortschreitende Zerstörung ist nicht zu übersehen. Die Plastikbahnen haben am Anfang wie eine Sofortmassnahme gewirkt, die dann rasch durch echte Sicherung hätte abgelöst werden sollen. Seit März 2006 sind sie aber Dauerzustand. Und Diskussionsthema. Dies vor allem seit immer offensichtlicher wird, dass das zentrale Bauwerk der historischen Altstadt auf dem besten Weg ist, vor die Hunde zu gehen. Das nicht irgendwo in einem Hinterhof, sondern zentral und im Wissen der Eigentümerschaft und sämtlicher Behörden.

Stadtmauern waren einst der Inbegriff einer Stadt. Sie waren Symbol: «Hier Stadt, dort Land». Zuerst der militärischen Verteidigung, dann der sozialen Kontrolle dienend, waren sie im 19. Jahrhundert im Weg. Zuerst wurden sie durchlöchert, dann abgetragen. Erst viel später kam die Phase der Wertschätzung. Die kümmerlichen Reste von Stadtmauern, die es heute es noch gibt, gelten als wertvolle Zeugen und vermitteln einen willkommenen Hauch von Geschichte. In Altstätten hat sich gegen das Ap-



Denkmalpflege in Altstätten.

Bild: Meinrad Gschwend

penzellerland hin ein Mauerabschnitt von rund hundert Metern erhalten. Nur weil sich hinter der Mauer die Stallungen des Klosterverwalters befanden, blieb sie stehen. Die Stallungen, die lange ein Dornröschen-Dasein fristeten, mussten nun einer Grossüberbauung weichen. Die Mauer hatte stehen zu bleiben. Denn der letzte Abschnitt der vor 700 Jahren erbauten Mauer sollte für die Zukunft gerettet werden. Darüber waren sich alle Beteiligten einig.

Ein erster Schritt war das behelfsmässige Abdecken mit Plastik, in einem weiteren Schritt hat man eine passende Abdeckung erwartet. Die war notwendig geworden, weil die Ställe, die an und auf die Mauern gebaut waren, nun fehlen. Geschehen ist nichts. Kommt dazu, dass Plastik so ziemlich das Dümme ist, was man auf eine solche Mauer setzen kann – nicht nur optisch, sondern vor allem bauphysikalisch. Denn in der Regel bestehen solche Stadtmauern aus zwei Schalen. Das Innere der meterdicken Mauer ist mit Lockermaterial aufgefüllt. Wenn der Schutz fehlt, dringt Wasser ein, das Innere wird zum Schwamm. Fatal wird es, wenn das Wasser nach oben nicht mehr verdunsten kann – dafür sorgt in Altstätten der Plastik. Die Mauer sendet entsprechende Hilferufe in Form von Vermoosung, Humusbildung und Nässe. Für Fachleute ist klar: Es ist eine Frage der Zeit, bis Teile der Mauer zerbröseln und einstürzen. Will man das? Wer könnte ein Interesse daran haben? Warum wird die Sicherung der Mauer nicht durchgesetzt? Zumal die Behörden vom Zustand der Mauer und von der Dringlichkeit einer konkreten Massnahme wissen. Fragen, die neuen Befürchtungen Auftrieb geben.

Auf jeden Fall ein Beispiel dafür, dass Ignoranz und eine Plache das schaffen, was den Appenzellern nach der Schlacht am Stoss nicht gelungen ist: die Stadtmauer zu Fall zu bringen.

MEINRAD GSCHWEND, 1958, freier Journalist in Altstätten, politisiert für die Grünen im St. Galler Kantonsrat.

THURGAU

Romantik, Schwingfest, Einbürgerung

Man wird das Gefühl nicht los, dass es schon immer geregnet hat. Wahrscheinlich wird es noch lange regnen. Wahrscheinlich trocknet es aufs Openair Frauenfeld im Juni oder aufs Schwingfest im August. Regen ist gut für die 9016 im ersten Wirtschaftssektor beschäftigten Menschen im Kanton, aber weniger pässlich, wenn man in feiner Begleitung an einem

Frühsommerabend an der Königswuhr – während unter einem die lauschige Murg vorbeilätschert – ein Wyyli öffnen will. Aber mit der Romantik war es ja noch nie weit her im Thurgau.

Jedenfalls: Am Tag der Arbeit wars zu regnerisch, um die kantonale Feier in Romanshorn zu besuchen. Trotz des Regens musste aber am selben Tag das Nordostschweizer Derby zwischen Winterthur und dem FC Schaffhausen auf der Schützenwiese besucht sein. Ich wurde mit einem 3:0-Sieg der «Unsrigen» belohnt. Und Romanshorn liegt nicht eben am Weg, Winterthur schon. Darum werden wohl auch die kantonalen Kultur-Förderpreise immer in Amriswil vergeben. Für den Stehlunch muss nur vereinzelt mit Publikum aus dem Hinter- und Unterthurgau gerechnet werden. Das wird sich rechnen, nehme ich an. Denn grad Frauenfelderinnen und Frauenfelder langen gut zu, wenn für einmal nicht ihr berühmt-berüchtigter Stadtwein serviert wird.

Jedenfalls: Am Tag nach dem Tag der Arbeit stand das Thurgauer Kantonalschwingfest in Wängi auf dem Programm. Nationalrätinnen, Regierungsräte, Kantonsrätinnen, Gemeinderäte und ihre Wählerschaft waren da, im Regen unter einem Schirm oder mit Militärpelelerine auf der kleinen Sitzplatztribüne. Schwingen ist ein meditativer Sport, in Slowmotion betrachtet sicherlich äusserst ästhetisch, während die Zuschauer scheinbar unbelebt, jedoch in bedächtiger Ruhe verharrend das Treiben auf dem Sägemehl verfolgen und an ihren Krümmen ziehen. Ich mag Schwingen mittlerweile. Es war mein zweites Schwingfest und wird nicht mein letztes sein. Und wenn 2013 erstmals ein Ausländer im Schlussgang triumphiert und zum Schwingerkönig gekrönt wird, kaufe ich mir ein Saisonabo. Versprochen. Einen solchen Schwingerkönig würden wir beziehungsweise eine bis dann hoffentlich vom Gemeinderat gewählte Einbürgerungskommission gerne bei uns in Frauenfeld einbürgern. Meiner Meinung nach ist die Gewährung des Bürgerrechts eher ein Rechtsanwendungs-, also Verwaltungsakt als ein politischer Akt. Es geht um objektive Kriterien von der Aufenthaltsdauer bis zur Sprachkompetenz und nicht um subjektive Gefühlswelten gegenüber Islamisten und schwarzafrikanischen Chügeli-Dealern. Je nach Religionszugehörigkeit und Herkunft kommen an jeder Ratssitzung mit Bürgerrechtsgesuchen ein ums andere Mal zehn und mehr Nein-Stimmen zusammen. Mitte Juni wird über die teilrevidierte Frauenfelder Gemeindeordnung abgestimmt. Mit einer in der Teilrevision vorgeschlagenen, vom Gemeinderat gewählten und damit dem

freiwilligen Proporz entsprechenden Einbürgerungskommission bleibt eine Einbürgerung zwar weiterhin ein politischer Akt, wird aber im Verfahren transparenter, professioneller und damit für die Gesuchstellerinnen und -steller besser. Die Frauenfelder SVP tritt deshalb gegen diese Vorlage an. Im Nachklang der Minirett-Initiative sollte man eher von Hoffnung und Glauben sprechen, denn sicher ist nichts mehr, nicht mal im Thurgau.

MATHIAS FREI, 1980, ist Kulturveranstalter, Slam-poet, Texter und Gemeinderat.

APPENZELL

Immerhin im Internet einig

Es gab einmal eine Zeit, in der man der Meinung war, es sei besser für die zwei halben Appenzell, halb zu bleiben. Sie liegt noch nicht allzu lange zurück. Aber bevor es so weit war, bäumten sich die zwei Hälften noch einmal unübertrefflich appenzellisch und unvergleichlich auf. Stein des Anstosses? – Die Internetseite appenzell.ch

Die Internetadresse des Unglücks führte, oh weh, nach Innerrhoden, und niemand ausserhalb des appenzellischen Horizonts bemerkte es. Wie kam es dazu? Eine höhere Macht, Google oder die katholische Vorsehung per se, hatte die Adresse in die Seele des Landes gepflanzt. Dort hatte sie Wurzeln geschlagen und war und blieb alles andere als willens, wieder zu gehen. Gut, appenzell.ch war also besetzt und, oh Schreck, die pfiffigen Innerrhoder hatten auch appenzell.org und appenzell.info blitzschnell kolonialisiert und erweiterten ihr Territorium um appenzeller.ch, appenzeller-milch.ch, appenzeller-produkte.ch und appenzellerbier.ch.

Der anderen Hälfte blieb nur die Flucht nach vorne: appenzellerland.ch. Wenn schon, dann – bitteschön – gleich das ganze Appenzellerland. Ein aufmüpfiges Mööh der Miss Euter Urnäschi, ein müdes Jodeln, zwei, drei Alphornklänge, Vogelgezwitscher und der Säntis von Ferne empfangen den Heimsucher von appenzellerland.ch, der offiziellen Website von Tourismus Appenzell Ausserrhoden.

Vielleicht war es dieses Schränzen um appenzell.ch/info/org, das es gebraucht hatte, um zu merken, dass die versteckten Grenzsteine zwischen Innen und Aussen weder von der Wanderin noch vom Velofahrer, weder vom Walker noch von der Moorbadenden wahrgenommen werden. Im Gegenteil: Selbst nach einigen Tagen Aufenthalt «im wunderschönen Appenzell» wusste manch eine nicht, ob sie nun in Innerrhoden oder in Ausserrhoden ihre Ferien verbrachte.

So merkten die zerstrittenen Hälften allmählich, dass via appenzell.ch und appenzellerland.ch eigentlich die gleichen Inhalte in die weite Welt hinausgeschickt wurden, und sie gaben sich einen Schupf: «Die Trennung soll nicht



Das alles verändernde Sprüchli prangt seit 1997 an der Hausfassade in Trogen.

Bild: Heidi Eisenhut

ewig dauern, sondern nur solange es den beiden Teilen gefällt. Es steht ihnen jederzeit frei, sich wieder zu vereinigen.» Diese innovativen Sätze gingen in den beiden Hälften von Mund zu Mund. Eigentlich gefiel es ja weder dem einen noch dem anderen Teil, getrennt zu sein, also waren diese Sätze wie eine Erlösung, eine Eingebung, ein Wink von oben. Aber wer pflanzte diese Sätze so plötzlich in die Appenzellerköpfe? Wer war die Trägerin dieser innovativen Worte? Ein Stück Pergament. Ein Brief, mit dranhängenden Siegeln, aufgesetzt von honorigen Herren der Städte Zürich und Luzern, der Orte Schwyz, Nidwalden, Glarus sowie der Stadt Schaffhausen anno Domini 1597, 8. September.

Heute wissen wir, es war das unübertrefflich appenzellische, unvergleichliche letzte Aufbäumen um appenzell.ch und appenzellerland.ch, das gleichsam zum Fundament für den Kanton Ostschweiz wurde. Ein profilierter Kanton im Reigen der Schweizer Kantone, der allen Ostschweizerinnen und Ostschweizern, je mehr Zeit ins Land geht, zunehmend besser gefällt und in dessen Mitte ein hügliges Appenzellerland als gut fassbares Ganzes einen Platz gefunden hat.

HEIDI EISENHUT, 1976, ist Historikerin und leitet die Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden.

WINTERTHUR

Technopark II statt Hafencity

Auf dem Sulzerareal Stadtmitte gibt es seit 2001 den Technopark. Dieser will Raum für Jungunternehmer bieten und den Brückenschlag zwischen Wissenschaft und Wirtschaft ermöglichen. Die Trägerschaft besteht aus der Stadt Winterthur, der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften, der Handelskammer und Arbeitgebervereinigung Winterthur, der Credit Suisse, der Maschinenfabrik Rieter AG, Sulzer AG, AXA Winterthur, Zürcher Kantonalbank und weitere Investoren aus der Winterthurer Wirtschaft. Ende Mai wurde die Eröffnung des Erweiterungsbaus gefeiert. Dieser aber gab und gibt zu reden.

Rund achtzig Prozent des Erweiterungsbaus werden vom RAV und der Berufsbildungsschule Winterthur belegt. Letztere zieht nach zwei

Jahren wieder aus und macht tausend Quadratmeter für den eigentlichen Zweck frei – Raum für die Jungunternehmer. Das RAV bleibt. Noch ist allerdings unklar, ob der Nutzen des RAV daraus besteht, dass Arbeitslose direkt als Personal an die Startups vermittelt werden könnten, oder ob es ein Vorteil sein wird, dass die Jungunternehmer es nicht weit haben, um sich arbeitslos zu melden, sollten sie mit ihren Firmen scheitern. Auf jeden Fall brachte diese «Zweckentfremdung» des Technoparks einige Politiker dazu, herumzumäkeln.

So etwas kann vorkommen! Aber es gibt noch etwas anderes. Ein verzweifeltes Stöhnen und Seufzen war ganz deutlich vernehmbar, als auf einer Führung fünfzig Planer, Architekten und Behördenmitglieder aus der ganzen Deutschschweiz und ich die Halle 52/53 auf der Rückseite verliessen und plötzlich vor dem soeben fertiggestellten Technopark II standen. Ich fragte den Mann von Sulzer Immobilien, wieso das Gebäude so aussehe, wie es aussehe. Die Antwort war ein gequältes Gesicht und ein Hinweis auf die Verantwortlichen – und damit auf die eigene Nicht-Verantwortlichkeit. Auch wenn man mit Mieterinnen und Mietern auf dem Sulzerareal spricht, mag sich niemand so recht begeistern. Nicht wenige bezeichnen das Gebäude als hässlich. Ein grosses Bauvolumen, sehr nahe an die Strasse gesetzt, löst bei manchen ein Gefühl der Enge aus. Zudem besteht es fast ausschliesslich aus Sichtbeton und hat keinerlei Gliederungen ausser zurückversetzte Fenster. Es ist der bisher einzige Neubau im Sulzerareal Stadtmitte, der von den Materialien her keine bestehenden Elemente oder Farben aufgreift. Darum erscheint das Gebäude auf den ersten Blick wie ein Fremdkörper. Fragt man bei den Verantwortlichen der Stadt Winterthur nach, stehen sie aber zu der Erweiterung des Technoparks. Für einen Zweckbau in einem Industriegelände sei das Gebäude durchaus gelungen, sagen sie. Logisch, sie haben es ja auch behördlich abgeseget.

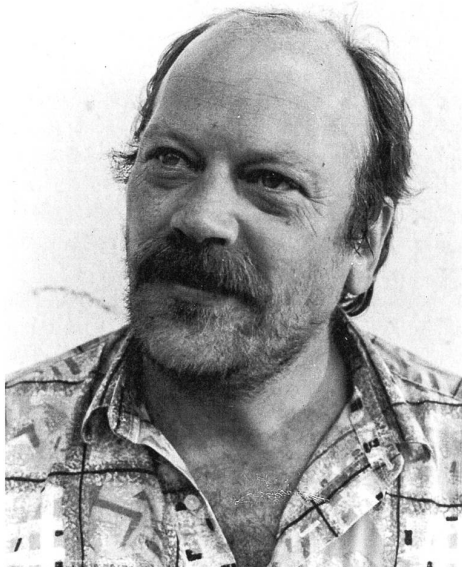
Die Wahrscheinlichkeit ist aber gross, dass der Technopark optisch immerhin mit der bereits geplanten benachbarten Überbauung Drehscheibe korrespondieren wird. Den Liebhabern schöner und innovativer Architektur muss ich leider sagen: Winterthur ist in diesem Fall nicht Berlin Alexanderplatz oder Hafencity Hamburg.

MANUEL LEHMANN, 1974, ist DJ, macht Radio und sitzt im Vorstand des Areal Verein Lagerplatz.

VORARLBERG

Dohuam ischt dohuam

Am zweiten Freitag im Mai war es wieder einmal so weit. Am Abend fanden vier Veranstaltungen, die ich gerne besucht hätte, gleichzeitig statt: In Zürich gab es eine interessante Vernissage in Wolfgang Häuslers Galerie, in Feldkirch eine Vernissage mit Bildern von Edgar Leissing



Mundartkünstler Richard Gasser.

Bild:pd

und im Spielboden Dornbirn trat mit dem Radio.String.Quartet.Vienna & Rigmor Gustafsson eine Gruppe auf, die kurios genug gewesen wäre, mich wieder einmal zum Besuch eines Live-Konzerts zu bewegen. Doch dann war da auch noch die Veranstaltung mit dem bemerkenswerten Titel «20 Jahre Huldigung. Festsitzung mit Weltpremiere», der ich den Vorzug gab. Die Gründe: An Huldigungen habe ich bisher nur sehr selten teilgenommen, es war also eine ungewöhnliche Gelegenheit. Die Festsitzung fand an einem Ort statt, den ich in den Achtzigern sehr oft, seither aber so gut wie nie mehr besucht hatte, nämlich im «alten» Spielboden in der ehemaligen Dornbirner Stadthalle in der Jahngasse. Gehuldigt wird seit zwanzig Jahren dem Dichter und Maler Richard Gasser, und zwar von einem Kulturverein eigens zu diesem Zwecke: Ein «richtiger», eingetragener Verein – ich kenne keinen anderen Künstler, dessen Fanclub als eingetragener Huldigungsverein agiert. Und Richard «Rich» Gasser kenne ich schliesslich auch seit etwa vierzig Jahren. Also, wie hätte ich da zu der erheblich jüngeren und physisch weitaus attraktiveren Rigmor Gustafsson gehen können?

Musik wurde im alten Spielboden – übrigens ein Raum mit viel Flair – aber auch geboten: Rich las seine Mundartgedichte, die alle einen Wiedererkennungseffekt auslösen, und Harry Kräuter improvisierte dazu auf dem Tenorsaxophon. Die «Weltpremiere» war die Präsentation einer Live-CD des Duos Rich/Harry Kräuter mit ebendiesen Gedichten, die Rich in seiner kurz angebundenen Art vorlas. Besonders witzig ist beispielsweise das von der «uonä uonzige Muggo», die vom surrenden Sax imitiert wird, bis Rich sie «mit schwerer Kulturarbeiterhand» auf dem Tisch erschlägt. Aber das Gedicht handelt davon, dass diese einzige Mücke im Schlafzimmer sehr viel mehr Leben hat

als beispielsweise die sprichwörtlichen sieben einer Katze: Jeden Abend wird sie erschlagen, ist am nächsten aber verlässlich wieder da. Auf der CD sind 29 Titel, teilweise echte Dornbirner Mundartklassiker wie «An ghöriga Voradlberger ischt z'allerersch amol an Voradlberger» oder «Dohuam ischt dohuam», deren Aussagen natürlich nicht so retro sind, wie ihre ironischen Titel klingen.

Danach spielte ein zumindest an diesem Abend namenloses Duo auf (oder es hiess «Paul und Guillermo» – wohl kaum): Paul erinnerte mich an Ginger Baker, Guillermo (?) an Sonny Sharrock – sie selbst haben sicher andere Assoziationen, aber mir fiel auf dem alten Spielboden naturgemäss ein, wen ich dort anno Toback gesehen hatte, Henry Rollins etwa oder die Swans. Und Ginger Baker einst im Gewerkschaftshaus Bregenz, allen Ernstes!

Aber genug der Nostalgie – in Dornbirn gibts also ganz aktuell ein paar bemerkenswerte Mundartkünstler, Ulrich «Gaul» Gabriel, Günther Sohm oder eben Richard Gasser. Und das Medium CD macht auch denen klar, was gemeint ist, die sich beim Lesen von Titeln wie «lilouf», «S lisoschtuck» oder «Vrnerscha» schwertun.

KURT BRACHARZ, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

TOGGENBURG

Ferngesteuert wandern

«Gosch tog, wandere a.9 ab bh in ww–lg schnügi»?! SMS, Datenübertragungen schneller, kürzer und ohne Worte, «verhandysierte» Sprache und ferngesteuerte Gehirne. Das ist im Toggenburg nicht anders als auf dem Rest dieses Planeten. Aber: Haben Sie gewusst, dass das Toggenburg als eine Lunge der Schweiz gilt? Das Toggenburg sollte in seiner Ursprünglichkeit mit all seinen Traditionen, Eigenheiten, Natürlichkeit bewahrt und vor allem vor negativen Einflüssen (auch Elektrosmog) geschützt werden.

GPS-Wandern nach SMS-Angaben – so ein Quatsch. «Geeignet ab vier Jahren» lese ich in einem Schweizer Discountmagazin, das dazu ein «kinderfreundlich bedienbares Mobiltelefon» anbietet. Auch im Toggenburg: «supergeeignet für Familienerlebnisurlaub». Damit scheint Toggenburg Tourismus so en vogue zu sein wie das Wallis oder Graubünden. Wenn schon die Familienväter ihr Navi in Zürich einschalten müssen, um das obere Toggenburg zu finden, versteht es sich von selbst, dass sie ihren Sprösslingen gelbe Wanderpfeile nicht zumuten können. Jetzt traben sie ein, die wanderfreudigen Grossstadtfamilien, um abenteuermässig in der wahren Wildnis per Handy Schritt für Schritt auf die Sellamatt gelotst zu werden. Und mit Empörung melden sie ein Funkloch zwischen «Hintergugus und Vorderdada» sofort ihren Mobilfunkanbietern. Uns im Toggenburg fragt man ja nicht, ob

wir mehr Mobilfunkantennen wollen oder nicht; denn fürs Wandern brauchen wir kein Navi. Wir können Karten lesen, und lotsen lassen wir uns erst recht nicht. Der eine oder andere «schlaue Bauer» wird sein Scheunen- oder Maiensässdach für eine neue Mobilfunkantenne schon zur Verfügung stellen (sofern nicht die Gemeindebehörde alles Erdenkliche in die Wege leitet, um Mobilfunkgesuche nicht mehr zu bearbeiten). Der schlaue Bauer wird spätestens dann noch schlauer, wenn er laut Gesetz für Schäden, die durch die Sendeanlage an Dritten entstehen, haftbar gemacht wird, und zwar laut ZGB Art. 684 vollumfänglich. Das bedeutet: Er – nicht der Anbieter – wird sich mit Schadenersatzklagen wegen gesundheitlicher Strahlenschäden und Wertminderung von Immobilien vor Gericht verantworten müssen. Geraten SMS-Wanderer im Toggenburg in einen Steinschlag, und das Navi lotst sie «nach hundert Metern rechts die Böschung hinunter», könnten sie theoretisch auch den Bauern verklagen; man weiss ja nie, was für Schäden entstehen.

Zum Abschluss noch der Alpsegen. Durch einen Trichter zwischen die Berge gerufen: eine Erfahrung mit Hühnerhauteffekt. Vielleicht wird er aber bald per MMS mit Panoramabild der Churfürsten an fiktive Wanderfreunde versandt. Also: «dank f. alles + a.Tg+ guet N8 denn!» Alles klar?

DANIELA VETSCH BÖHI, 1968, Textildesignerin und umweltpolitisch Aktive.



Da sind Seile noch Seile und keine Kabel.

Bild:pd

Am Tisch mit HP

Zum Tod von Hans-Peter Müller (1939–2010).
Ein freundschaftlicher Nachruf auf einen selten
grosszügigen, frei und vernetzt denkenden,
Öffentlichkeit schaffenden Zeitgenossen, der
St.Gallen grösser dachte (und machte), als es ist.

von PASCAL FROIDEVAUX
und MARCEL ELSENER

Die Kippe aus dem Mund zu nehmen hat keinen Stil, scherzte er zum Abschied voller Übermut, draussen vor der Tür, den Kragen des englischen Regenmantels hochgeschlagen; auch mit siebzig noch den sprichwörtlich bübischen Schalk um die Augen, die stets lebenshungrig funkelten, aber in letzter Zeit schneller müder wurden; wer raucht, sollte den Schwatz mit Zigi zwischen den Lippen schon beherrschen können. Und wir zwinkerten ihm zu, du hättest einen tollen Gangster abgegeben, einen wie Trintignant, die hätten schön Respekt gehabt! Und erst die Frauen, ein Lieblingsthema, für das er Pfauenräder schlug wie sein verehrter Cary Grant.

Am Tisch mit HP, und wir sind, wie immer, schnell mittendrin, ein Wort gibt das andere, die Namen purzeln fast in Reimen. Vermutlich wären wir in diesen Tagen unvermeidlich bei einem anderen Ausnahme-Amerikaner gelandet: Gerne hätten wir mit ihm die Jean-Michel-Basquiat-Retrospektive in Basel-Riehen besucht und ihn dort mit seinem Freund aus Jugendjahren erlebt, dem Zürcher Galeristen und Kunsthändler Bruno Bischofberger. Ein Ostschweiz-Rundgang mit dem jungen New Yorker Maler ist HP bestens in Erinnerung geblieben. Davon erzählte er, als es im «Saiten» ums Thema Ruhm ging und eigentlich um seine persönliche Begegnung mit dem Kunst-Superstar Andy Warhol in den siebziger Jahren in New York. Zwar habe ihn Warhols «unheimliche Wahrnehmung» beeindruckt, und «selbstverständlich» sei er beim Nachtessen im Banne des Pop-Art-Paten gewesen. Doch zum Ruhm habe er ein zwiespältiges Verhältnis, räsonierte HP. Ruhm entwickle «eine Eigengesetzlichkeit, die eine Person und deren Leistung letztlich desavouiert.»

Viele zeitgenössische Stars im Medienrummel hielt HP für überschätzt. So sehr er jenen applaudierte, die «stets auch das Unmögliche probieren», so sehr verabscheute er Aufgeblasenheit und Grössenwahn. Bescheidenheit lag ihm letztlich näher, der Rückzug in die Natur, etwa in sein kleines Haus ob dem Luganersee, den Himmel studieren, in Büchern blättern und lesen, am liebsten Carlo Emilio Gadda, den «italienischen James Joyce», im Hintergrund Brahms, dazu ein Glas Wein. Rotwein war vielleicht seine grösste Passion. Und wenn er als Bon vivant auch ob Corton, Château Haut-Brion oder Lafite «delirierte», versperrte ihm dies nie den Zugang zum einfachen regionalen Merlot. Denn bei aller Genussfreudigkeit und dem intuitiven wie profunden Wissen ging es HP nie um Marken- oder Etiketten-Snobismus. Kein Theater, um Himmelswillen. Nie hat er einen Wein karaffiert, kein Schischi, nur ein gern gefülltes gutes Glas.

Nun reden wir schon vom Wein; wohl darum, weil er meist Treibstoff war für ausschweifende Schwärmereien. HP konnte sich für Minimal-Art-Grössen wie Robert Ryman ebenso begeistern wie für Feuersalamander. «Ich bin ein dankbares Ansteckungsobjekt», sagte er einmal. Dabei war er Jurist geworden, obwohl im kunstsinnigen Elternhaus – der Vater Textilunternehmer, die Mutter Verlagsangestellte – schon früh sein Interesse für Malerei und Design geweckt worden war. Und er war als scharfer Denker und präziser Schreiber gerne Jurist, auch wenn er zuweilen fabulierte, dass er gerne Dirigent geworden wäre, oder Architekt.

Bumbo und Emma

Leidenschaftliche Begeisterung – wer ihm mit solcher kam, hatte seine Aufmerksamkeit. Da gab es keine Grenzen zwischen High und Low, Over- und Underground, Stadt oder Natur. Längst über sechzig, interes-

sierte er sich noch für dieses oder jenes Jazz- oder gar Rockkonzert («Das muss man gesehen haben, oder?»). Und die Mäder-Zeichnungen von Manuel Stahlberger schätzte er mit dem Kennerblick des Illustrators, der schon als Bub fürs Leben gern zeichnete, als Kantischüler einen lateinischen Comic zur römischen Gesetzgebung schuf und bis zuletzt den Zeichenstift zur Hand nahm, sei es spontan an Tischen oder in Kinderzimmern. Seine Lieblingsfigur Bumbo, ein kleines dickes Monster aus Nashorn- und Nilpferdteilen, hatte er für seinen Sohn kreiert und liess es später zigfach für sein Göttimädchen auftreten. Der temperamentvolle Bumbo fackelte nicht lange, vor allem wenn es Polizisten aus dem Weg zu pfeifen galt – im gesetzestreuem Juristen loderte stets auch anarchisches Feuer.

Am Tisch mit HP. Angeregt, bereichert, beschwingt. Ja, heiter in der Gewissheit, dass die Welt doch grösser, schöner, spannender sei als man sie manchmal im St.Galler Alltag wahrnehmen mochte. Mit diesem beglückenden Gefühl verliess man immer eine Tischrunde mit HP Müller, sei es im Baratella, im Klosterhof oder in Köbi Netts Schützengarten. Und das lag nicht nur am guten Wein und Essen, das man genossen hatte, ohne es zu zelebrieren. Sondern vielmehr am nie stockenden Austausch, in dem es keine hohlen Benimmregeln oder hierarchische Codes gab, sondern nur ein paar Regeln guter Konversation: Intelligenz, Neugierde, Wachheit, Witz. Und so flogen die Themen vom brötigen st.gallischen Klosterhof in die italienische Marche, von Thelonious Monk über Antonello da Messina zu Genies wie Tintin-Vater Hergé oder Ballzauberer mit Händen oder bestechender Vista, John McEnroe und Michel Platini.

Oder die Wandererzählungen, immer im Alpstein, aber weniger auf der Sonnen- als auf der verwunschenen Schattenseite, etwa im Weissbachtal durch Fluren wie Aspedil und Orlehan. Oder in den Mittel- und Endpunkt der Welt, das Chollöchli. Wenn immer möglich badete er in den Bächen. Und wanderte in den Schründen. Unvergessen, wie er im guten Speiserestaurant flugs zu einem Teller griff, um die Gestalt der Schründen zeichnerisch zu veranschaulichen; dem verdutzten Wirt zahl-



te er vierzig Franken für den Teller, um ihn uns zu schenken. Dann kamen auch die grosse Liebe zu den Tieren und die Lieblingstiere ins Spiel, etwa seine Gartenschildkröte Emma, um die er, als sie eines Winters von einem Wildtier ausgegraben und getötet wurde, trauerte wie um einen geliebten Freund. Und vor allem Schmetterlinge; dass ihm genau zur Zeit der Diagnose seiner Krankheit der seltene Trauermantel begegnete, betrachtete er als subtilen Wink des Schicksals.

Ein engagierter Connaisseur

Wie diesem Menschen gerecht werden? Ihm, der wie kaum einer seiner Generation in der Region St.Gallen mit einem Übermass an Lebenslust und Energie gesegnet war. Der vom Anwaltsbüro und seiner liberalen Grundhaltung her eigentlich ein Freisinniger hätte sein müssen, doch das Paradebeispiel eines unabhängigen Freigeistes, eines politischen, aber parteilosen Menschen verkörperte. Der selbstredend keine Probleme mit den Linken hatte («oft die Intelligenteren»), sondern nur mit der Dummheit oder Borniertheit mancher Zeitgenossen. Für HPs Antritt über alle (Klassen-) Schranken hinweg kommt uns auf Anhieb nur ein einziger Geistes- und Seelenverwandter in den Sinn – der ebenfalls schon mit siebzig verstorbene Rorschacher Seminarlehrer, und Kulturpolitiker Walter Fuchs. Und sonst? Es wäre einen Aufruf wert ...

Von den vielen wunderbaren Charaktereigenschaften, die HP Müller auszeichnete, war die Grosszügigkeit seine bekannteste. Er war ein Meister des galanten Auftretens auf dem Parkett und der geborene Conferencier am geselligen Wirtshaustisch. Die Qualitäten des Gegenübers suchte und erkannte er umgehend und im Verteilen herzlicher wohlthuender Komplimente war er magistral, er konnte Freude und Energie zuweilen gar über die Verhältnisse hinaus verschenken.

Wenn HP hier noch einmal gewürdigt wird, geschieht dies nicht nur deswegen, sondern vor allem auch zu Ehren eines Citoyens – im besten Sinne des Wortes. Eines Bürgers, der sich engagierte und einmischte zugunsten einer gelebten Öffentlichkeit. Natürlich tat er das in erster Linie für seine erste Leidenschaft: die Kunst. Jahrzehntlang, ob als Präsident oder in anderen Chargen, diente er dem Kunstverein und dem Kunstmuseum, das ohne seinen Einsatz und seine Kontakte nie in der höchsten schweizerischen Liga spielen würde. Auch wenn HPs grossem Einsatz für eine Erweiterung des Museums im Stadtpark leider kein Erfolg vergönnt war.

Radikal eigenständige und kreative Kunstmacher waren ihm die nächsten, und mit seiner Vorliebe für Irritationen schlug er sich schon in den frühen Achtzigern auf die Seite der alternativen St.Galler Kunstszene – auch als Mäzen – und schwärmte für provokative Kunstaktionen weitab der bürgerlichen Konventionen. Ein Dada-Dandy wie der Duchamp-Spezialist Felix Kälin war ihm näher als «ein sicherer Wert». Seinen Platz in der Kunstszene gönnte er auch dem «ambulanten Kunstmetzger» Francesco Buonanno mit seinem italo-chaotischen Charme, in Kontrast zu saturierten bürgerlichen sogenannten «Connaisseurs».



Bild: Privatsammlung

Gepiffen auf die Elite

Kleinmut und Spiessbürgertum konnte HP nicht ausstehen; auf der anderen Seite war er nicht der Typ, der im Berufsleben mal eine Fünf grad sein lassen konnte. Er respektierte jeden Kontrahenten, wenn er professionell war und gut vorbereitet, konnte aber Schlampereien auch seitens prominenter Kollegen nicht leiden.

Das Engagement für die Gemeinschaft verrichtete HP mit der gleichen Gewissenhaftigkeit, die ihn in seinem Berufsleben als Anwalt zu einem namhaften Spezialisten im Medizinal- und Haftpflichtrecht und zu einem angesehenen langjährigen Mitglied des st.gallischen Kassationsgerichts werden liess. Dazu gehörte auch ein Bewusstsein für Geschichtlichkeit. «Zutiefst enttäuscht» über den «kleinmütigen» Entscheid der HSG, den «Cube» von Sol LeWitt nicht beim Ergänzungsbau aufzustellen, erinnerte er 1994 den Rektor daran, «mit welcher festen Haltung die Herren Professoren Nägeli und Jöhr oder der damalige Bauchef Simon Frick beim Bau der Hochschule in den sechziger Jahren dem viel heftigeren Widerstand breiter Bevölkerungskreise gegen die Ausschmückung der Hochschule mit zeitgenössischer Kunst entgegen traten».

Auf elitäre Cliques, zu denen er Zutritt hatte, konnte er jederzeit pfeifen, um sich für Schwächere einzusetzen. In seinem Leserbrief zur Rubrik «Miesverständliches» des Bezirksschulrats-Präsidenten Werner Hörler im «Tagblatt» kritisierte er die Geschmacklosigkeit, dass verunglückte Formulierungsversuche von Realschülern, welche in unserem Schulsystem als die Schwächsten gelten, zur Erheiterung der Leserschaft erhalten mussten. «Blossstellen ist aber ein mehr als fragwürdiges Erziehungsmittel ... Wäre es nicht gerade Aufgabe des Bezirksschulratspräsidenten, zum Abbau solcher Überbleibsel der alten Schule beizutragen?»

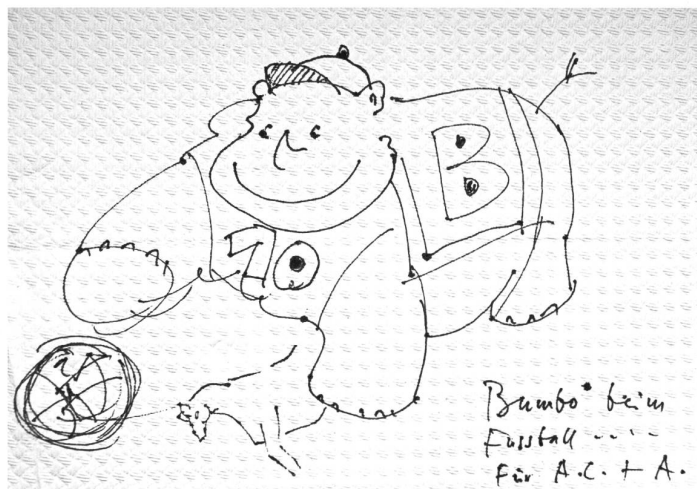
Man nennt das Zivilcourage oder Bürgersinn; die engagierte Einmischung in öffentliche Angelegenheiten von einem, der es oft besser (und genauer!) wusste. Auch wenn er sich dann wieder spitzbübisch in Bescheidenheit übte. Als wir ihn einmal fragten, ob er trotz seiner vielen Talente und seines immensen, teils schon fast lexikalischen Wissens eigentlich auch Schwächen habe, meinte er: «Ich habe nur Schwächen ...»

Wir werden HP stets mit schelmischer Freude und ansteckender Begeisterung in Erinnerung halten. Und seine Umarmungen als Verpflichtung nehmen, selber für eine neugierige, offene, grenzenlose, letztlich bessere öffentliche Gesellschaft einzutreten. Oder wenigstens dann und wann einen Tisch aufzutun.

PASCAL FROIDEVAUX, 1957, Kunstaktivist und Weinfachmann, lernte HP Müller um 1980 kennen und gehörte zu dessen besten Freunden. Er traf HP über dreissig Jahre hinweg wöchentlich mindestens einmal zum Essen im früheren Caratello und später im Baratella.

MARCEL ELSENER, 1964, Journalist, porträtierte HP Müller 1999 für sein Buch «Stadtporträt St.Gallen» und pflegte von da an regelmässige journalistische und freundschaftliche Kontakte mit ihm.

Zeichnungen von HP Müller



Bambo beim Fussball ... für A.C. + A.

Die ewige Dealerei um den Marktplatz

Zwischenstand in der Marktplatz-Diskussion: Der fragwürdige Parkplatz-Kompromiss ist kein Grund, einer überflüssigen Parkgarage zuzustimmen.

von ANDREAS KNEUBÜHLER



Bild: Daniel Ammann

Manchmal ist ein Bild ein politisches Statement. In St.Gallen gilt dies für das offizielle Plakat der letzten Stadtratswahlen. Darauf waren alle fünf Mitglieder der Stadtregierung zu sehen – von links bis rechts. Es sagte einem: Hier gibt es keine Opposition. Denselben Eindruck versucht nun der wackelige Parkplatz-Kompromiss zu wecken, den die Fraktionen der SP und der Grünen mitunterzeichnet haben. Doch dieses Bild ist nicht vollständig, denn Opposition gibt es, aber anderswo. Neben der Gruppe um Hansueli Stettler und den Calatrava-Anhängern dürfte auch ein Komitee aus Kreisen, welche die Abstimmung über die Städtinitiative gewonnen haben, antreten.

Das Gesamtprojekt Marktplatz präsentiert sich inzwischen als ein aus einer Vielzahl von Zugeständnissen erkaufte Flickwerk. Es werden dem Naturschutzverein für seine Zustimmung einige Bäume in der Poststrasse versprochen. Es werden für die VBSG-Passagiere – allerdings erst im dritten Anlauf – ein paar zusätzliche Busunterstände eingeplant, um die Kritik

am Calatrava-Abbruch zu mildern. Und es wird die Markthalle etwas vergrössert, weil über ein karges Angebot wie in der DDR selig gespottet wurde.

Das vorläufige Fazit der Dealerei: Ein überdimensioniertes Projekt ohne klare Linie, das weiterhin genügend Angriffsflächen bietet: Da wäre vor allem der nicht ausgewiesene Bedarf für eine weitere Tiefgarage. Die Parkhäuser im Stadtzentrum sind bekanntlich nur zu Stosszeiten ausgelastet. Für die Kundschaft der Bank Wegelin, der St.Gallischen Creditanstalt oder für die Mieter im Uniongebäude (nebst anderen TCS, CVP oder der Spezialist für Konsumkredite GE Money Bank) braucht es keine neue Parkgarage. Dazu kommen die exorbitanten Kosten. Nur schon das Versetzen der Calatrava-Halle nach Winkeln kostet über eine Million Franken. Der Bau eines Parkplatzes in der geplanten Tiefgarage ist mit 100'000 Franken doppelt so teuer wie in anderen Tiefgaragen. Man stelle sich solche Zahlen bei einem Kulturprojekt vor. ♦

SPAZIERGANG UM DEN MARKTPLATZ

Es ist an der Zeit, sich mit Alternativen zur Parkgaragen-Zwängerei zu beschäftigen. Klar ist, dass es nur eine Frage des politischen Willens ist, die Parkplätze auf dem Marktplatz aufzuheben und ihn für den Balzverkehr mit getunten Autos zu sperren. Zum Vorschein käme ein Platz, der bereits gut funktioniert. Eigentlich würde das Ersetzen der Marktstände reichen – wie es ursprünglich geplant war. Ein paar bequeme Bänke wären auch nicht schlecht. Hansueli Stettler hat die Geschichte der Gestaltung des Marktplatzes recherchiert, und das Ergebnis liest sich wie ein Architektur-Spaziergang rund um einen Platz, der es verdient, neu entdeckt zu werden. Ein Auszug:

«Der Pavillon mit seiner formschönen, funktionalen, nicht kantigen, wenig störenden, unpräzisions-sparamen Nachkriegsarchitektur – keinerlei Inszenierung ... wohlthuend schlicht. Die Nutzung perfekt auf das Bedürfnis von Verkäufern und Kundinnen ausgerichtet. Die Entstehungsgeschichte (ein Bau des stellvertretenden Stadtbaumeisters nach einer langen Zeit der Stagnation der Stadt) spricht für den geschichtlichen Wert, die Gestaltung – ähnlich der des Pavillons von Max Frisch im Letzibad Zürich – für den künstlerischen Wert. Baukünstlerisch ist er aus meiner Sicht als ökologisch fokussierter Architekt und Soziologe sogar ein vollendetes Beispiel eines Baus der Knappheit und der Konzentration der Mittel der Nachkriegszeit.»

«Wichtigster Bestandteil des Platzes, auch die historische Dimension einbeziehend, ist die bei der Neugestaltung 1949/50 gepflanzte Platanenallee. Deren Gestaltung entstand in Neuinterpretation der historischen Parkanlage, die wohl die um 1863–1880 (nach Abbruch der dortigen Kornhalle) entstandene Baumbepflanzung aufgreift. Es fragt sich, ob in der heutigen Zeit das Bedürfnis nach repräsentativen, mit Bäumen bestanden öffentlichen Räumen nicht weiterhin besteht.»

«Im Stadtplan von 1934 wird das Bankgebäude der St.Gallischen Creditanstalt erstmals als auf den Platz vorgezogener Bau erkennbar. Bei einer Erneuerung nach dem Krieg wird östlich die etwa drei Meter breite Arkade mit dem entfernt an Albert Speer gemahnenden Balkon ans Gebäude gebaut. Dieses Element ist für St.Gallen eher neu und geschichtlich sicher hochinteressant, da es kein eigenständiges Gebäude wie das abgebrochene kleine, rückwärtig angebaute «Sängerhüsi» auf dem Bohl zitiert, sondern ein reines Repräsentationselement aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs darstellt.»

(akn)

Andorra lässt grüssen

Die Ankündigung einer «theatralen Ausstellung» über die gesellschaftspolitischen Folgen eines als «St.Galler Lehrermord» in die Mediengeschichte eingegangenen Kriminalfalls produziert Missverständnisse. Daraus wird eine Kampagne, die Projektbeteiligten werden beschimpft und mit dem Tod bedroht. Eine Woche nach der Vorankündigung wird die «theatrale Ausstellung» abgesagt. Ein Kommentar.

von ROLF BOSSART

«Vor zehn Jahren wurde in der Schweiz ein sehr engagierter Lehrer von einem Kosovoalbaner am helllichten Tage im Besprechungszimmer seines Schulhauses erschossen. Eine Tat, die auf einen Schlag die gesamte Schweizer Ausländerpolitik in Frage stellen sollte. Auch heute noch, viele Jahre später, polarisiert dieser Vorfall die Bevölkerung. Inzwischen hat die Erinnerung an die Ermordung des Lehrers und die daraus folgende Diskussion längst eine gesellschaftspolitische Dimension angenommen: vielfach wird dieser als Wendepunkt in der Integrationspolitik gewertet. Auf der Basis einer dokumentarischen Recherche werden wir der Frage nachgehen, wie dieser Vorfall der Vergangenheit die Gegenwart noch immer beeinflusst: Ist die Schweiz ein Vielvölkerstaat? Oder wird die Assimilierung bestimmter Minderheiten nur administrativ erzwungen? Müssen wir bestimmte Konflikte als unlösbar akzeptieren? Und wie können wir künftig miteinander leben?»

So lautet der Auszug aus dem Ankündigungstext zu «Der St.Galler Lehrermord. Theatrale Ausstellung». Der Presse von Anfang an vorliegend und für jeden einsehbar oder erfragbar bei der künstlerischen Leitung und beim Theater.

*

Die empörten Reaktionen über die geplante «theatrale Ausstellung» der beiden St.Galler Künstler Milo Rau und Marcel Bächtiger haben sich innert weniger Tage verselbständigt. Hinweise auf den Ankündigungstext und die Be-

teuerung seitens der künstlerischen Leitung oder des Theaters, man habe nicht im Geringsten die Absicht, sich mit einer schrecklichen Geschichte zu profilieren, sondern man sei ausschliesslich an den Folgen für den Integrations- und Ausländerdiskurs interessiert, verhallen ungehört. Oder werden als zynische Arroganz ausgelegt. Als Freund von Milo Rau und Marcel Bächtiger, als Theologe und Autor, der sich seit langem mit der Ausländer- und Integrationspolitik auseinandersetzt, und als jemand, der Paul Spirig gekannt hat und von seinem von grossem Charisma und Respekt getragenen Umgang mit

den Schülern bis heute beeindruckt ist, möchte ich einige Bemerkungen zu einigen Seltsamkeiten der Debatte machen.

*

Um es vorweg zu nehmen. Dass die Witwe und andere Personen, die in dieser Sache ein Anrecht auf Erstinformation haben, zwar in der Planungsphase kontaktiert und um ein Gespräch gebeten, aber vor der Programmpräsentation des Theaters nicht noch einmal und eindringlich dazu aufgefordert worden sind, ist ein Fehler, den wohl weder die künstlerische Leitung noch das Theater bestreiten. Die Gründe dafür liegen erstens schlicht und einfach darin, dass eine «Dramatisierung» des Falls gar nicht beabsichtigt war, was aus dem Ankündigungstext eindeutig hervorgeht. Zweitens liegen sie im engen Zeitplan und in der Verpflichtung der Theaterleitung, für die bevorstehende Eröffnung der Lokremise möglichst bald ein fertiges Programm zu präsentieren. Und drittens haben sie mit der Arbeitsmethode der beteiligten Künstler zu tun. Sie basiert auf einer eingehenden Recherche vor Ort, welche in den allerersten Vorbereitungen und Sondierungen steckt und noch nicht weit genug gediehen ist, um das vertiefte Gespräch zu suchen. Denn halten wir hier noch einmal fest: Die «Ausstellung» des recherchierten Materials zu den gesellschaftspolitischen Folgen des «St.Galler Lehrermords» ist auf Mai 2011, also in einem Jahr vorgesehen. Wäre es mit rechten Dingen zugegangen, hätten der Ankündigungstext und die gleich lautenden Aussagen der Beteiligten (aus mehr besteht das Projekt momentan noch nicht) alle in der letzten Woche in den Medien vorgebrachten Vermutungen von Anfang an entkräftet.

*

Aber in der empört vorgebrachten Formel «Ich musste es aus den Medien erfahren» schwingt mit, dass die Empörung überhaupt erst in den Medien entstanden ist – wenn auch vorerst wohl unabsichtlich. Titelseite des «St.Galler Tagblatts», an Tag eins nach der Spielplanpräsentation: «Lehrermord wird Bühnenstück». Wenn die erste Berichterstatteerin – oder der Blattmacher im Newsroom – mit eigenem journalistischem Recht auf Verknappung, aber auch mit einer grossen Prise Effekthascherei aus einer geplanten «theatralen Ausstellung» über die gesellschafts-

politischen Folgen eines tragischen Mordfalls ein fertiges «Bühnenstück über den Lehrermord» macht, dann weiss sie auch, dass ihr sachlicher Artikel und die kluge Vertiefung im «Focus»-Bund unter dem Titel ebenso verschwindet, wie die Erklärungen des Schauspielers und der künstlerischen Leitung, worum es beim Projekt gehen wird.

Und dann erscheint am dritten Tag ein weiterer Bericht unter dem Titel «Kultur darf nicht alles» ohne jeglichen Bezug auf die mehrmals wiederholte Richtigstellung, es gehe bei dem Projekt mitnichten um Kriminalistik, sondern um die gesellschaftlichen Folgen einer schrecklichen Tat. Der Artikel liess das geschaffene Phantom eines «Skandalstücks» durch (fehlinformierte) Experten beglaubigen und drohte aus deren Mund mit Strafe. Aber sind erst einmal die Richter benannt, sind auch die Henker nicht mehr weit. Von nun an beginnen sich die privaten E-Mail-Accounts und Briefkästen der Projekt-Beteiligten mit mehr oder weniger expliziten Morddrohungen zu füllen, das imaginierte Kriminalstück bringt ein reales hervor.

*

Selbst der abwägende Blick von der Metaebene herunter, den zur Halbzeit der Chefredaktor versucht, hält deshalb, obwohl vermittelnd im Ton, bedauerlicherweise nur noch dem nächsten Kopfgeldjäger den Steigbügel hin. Laut Kommentar müssen diejenigen, die sich durch das Gelesene und das darauf Zusammengereimte vor den Kopf gestossen fühlen, der Massstab sein, an dem sich der künstlerische Gehalt dieses Stücks messen soll. Obwohl es dieses «Stück» nicht gibt und gemäss Ankündigung und unterdessen verzweifelter Versicherung von Theater und künstlerischer Seite so weder beabsichtigt ist noch angekündigt wurde. Erst nach dem Wochenende darf sich einer der künstlerischen Leiter als «Kopf des Tages» endlich «missverstanden» fühlen und die Sache richtig stellen. Er wiederholt nur das, was bereits bei der Spielplanankündigung verkündet worden ist – dass es nicht um eine Moritat, sondern um die gesellschaftspolitischen Folgen des Falls gehen werde und man bitte, bitte endlich aufhören solle, die Hinterbliebenen mit aus der Luft gegriffenen Vermutungen zu verängstigen. Doch dafür ist es zu spät, zumal es nur wenige Seiten weiter hinten eine halbe Seite Leserbriefe voll rechtschaffener Empörung gibt. Die Einzigen, die noch etwas retten wollen, beschreiben absurderweise nur das tatsächlich vom Theater angekündigte Projekt: «Ich bin gegen eine solche Produktion ... ich könnte mir aber durchaus ein Stück vorstellen, das ...»

*

Was willst du, höre ich den gestandenen Journalisten mir über die Schulter flüstern, die Medien sind nun mal gnadenlos, das muss jeder wissen, der sich an die Öffentlichkeit begibt. Fest steht, das, falls er recht hätte, Lehrermorde

an der Tagesordnung wären und die Empörung darüber auf dem Müllhaufen der Geschichte landen würde. Doch auch so hat sich die Mediengemeinde derart an die unsachlichen Verbreitungsstandards von Neuigkeiten gewöhnt, dass die Schuld immer denjenigen trifft, dem eine Sache angelastet wird. Die Vorverurteilung hat bereits das Schuld- oder Unschuldsurteil zur Fussnote gemacht, und die Mutmassung triumphiert über den Beweis. Denn die automatisierte Unterstellung verlangt selber nach dem Skandal, den der andere gewollt oder verschuldet haben soll.

Den Urhebern des geplanten Projekts droht, obwohl alle Fakten dagegen sprechen, schuldig zu bleiben. Während gleichzeitig die Jugend in St.Gallen das Lehrstück «Andorra» von Max Frisch spielt («Andorra, Feigheit, Verrat, Stigmatisierung, geschehen überall», schrieb das «Tagblatt» in der Theaterkritik), wiederholt sich der Plot in den Lokalmedien, in den Leserbriefspalten und den E-Mail-Accounts und Briefkästen der Beteiligten.

*

Aber ich möchte nicht bei der sachlichen Richtigstellung bleiben, ich bin als Essayist, wo die Beweise wie in diesem Fall fehlen, auch an Mutmassungen interessiert und möchte daher einen Blick auf die möglichen tieferen Gründe werfen, welche die empörten Reaktionen und die Provokateure dieser Reaktionen, die selbst ernannten Richter und übereifrigen Henker getrieben haben könnten. Verständlich sind die unmittelbaren Spekulationen sowohl der Uninformierten, die in einer Art spontanem Unbehagen das eigene Unverständnis dem Theater zur Last legten, wie auch der Informierten, die zunächst den Schluss «Ceausescu-Prozess – Lehrermord-Prozess» gemacht haben. Der tatsächlich unglücklich gewählte Arbeitstitel – der nicht weiter als die in dieser Sache übliche Bezeichnung aufnimmt und, nebenbei bemerkt, der Titel eines Dokumentarfilms von vor einem Jahr ist, in dem einige der jetzt Empörten mit ausgiebiger Detailfreude von dem Fall erzählen – gibt diesem Schluss die Legitimation.

Die beteiligten Personen wie auch die von Anfang an vorliegende Ankündigung distanzieren sich explizit und eindeutig von diesen Vermutungen. Als Grund für die hartnäckige Verdrängung der Tatsachen könnte neben dem oben beschriebenen Skandalautomatismus noch weiteres in Aussicht genommen werden. Dazu abschliessend zwei Spekulationen.

*

Bezieht man mit ein, in welcher empathischer Weise die Leserbriefschreiber sich zum Anwalt der Familie der Hinterbliebenen machen, sie dadurch überhaupt erst verängstigen und die eigene Betroffenheit wieder von dorthin legitimieren, kommt man im Vergleich zum sonstigen Empathieniveau in St.Gallen, etwa bei abgewiesenen Flüchtlingen, lärmenden Jugendli-

chen, Alkis oder Langzeitarbeitslosen, nicht umhin, hier ein verstärktes psychisches Motiv anzunehmen. Beispielsweise eine besondere Reinheit, die in unserer Gesellschaft für die Parteinahme des Opfers versprochen ist. Und wer ein solches ist, bestimmt die Mehrheit. Der Philosoph Robert Pfaller beschreibt diesen Mechanismus als Folge einer narzisstischen Gesellschaft, in der nur demjenigen moralische Autorität beziehungsweise Akzeptanz entgegengebracht wird, der durch eine Position der Machtlosigkeit und Demütigung niemandem etwas wegnehmen kann. Pfaller schreibt: «Das Opfer, dessen Elend nach sofortiger und unbeschränkter Aktion zu rufen scheint, ermöglicht keinerlei Diskussion darüber, was vernünftigerweise in einem öffentlichen Raum ein Existenzrecht haben sollte. Die Figur des verletzten Individuums (...) ermöglicht es, jeden öffentlichen Raum zu zerstören, indem man ihn den sensibelsten Kriterien des privaten Raumes unterwirft.» Damit die Opferfigur da ist, braucht es aber auch den Aggressor, den Täter. Das Täterbashing in den Leserbriefspalten ist die logische Folge dieser Konzeption und zugleich die geheime Lust der selbst ernannten Opferanwälte.

*

Und schliesslich verdeckt die virtuell geleitete Vorverurteilung des Projekts die real leitenden Urteile und Vorurteile im Integrations- und Ausländerdiskurs, die das Theaterprojekt in die Debatte einbringen wollte – ausgehend von jenem schrecklichen Mord vor elf Jahren, den diese Stadt zu Recht noch immer bewegt. Dies nicht aus Effekthascherei, sondern aus dem künstlerischen und psychoanalytischen Credo heraus, dass eine der wirksamsten Versicherungen dagegen, dass Geschichte sich von selber wiederholt, das bewusste Durchdenken der Geschichte, das heisst eben: ihrer Gründe und Folgen, ist. Und deshalb kann ich nur staunen. Inwiefern sind Fragen wie die folgenden moralisch verwerflich und treten Persönlichkeitsrechte mit Füssen: War es typisch, dass der Mörder ein Albaner war? Inwiefern hat sich die Ausländer- und Integrationspolitik in der Stadt durch den Mord verändert? Wie ist das Verhältnis zu den Kosovaren? Wie steht es mit Rassismus in den Schulen und Lehrerzimmern? Was tun gegen ethnisch motivierte Gewalt in den Schulen? Gibt es das und in welcher Form? Und was bedeutet es, dass solche Fragen in dieser Stadt eine derartige Empörung auslösen?

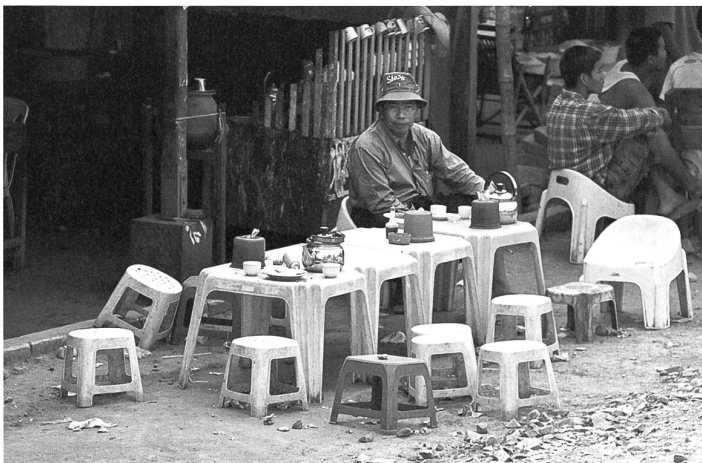
Dieser Text erschien zuerst auf dem Blog von «Saiten». Dort kann er weiterhin kommentiert werden: www.saiten.ch/ostblog

Rau setzt nach den Vorkommnissen in den letzten Wochen in diesem Monat mit seiner Kolumne «Wege zur Erlösung» aus.



Das charmanteste Verkehrshindernis Mandalays

von KATJA STEHLE und MARC DIETRICH



Das Thermometer misst einiges über dreissig Grad und die stickige Luft macht das Atmen schwer. Trotz luftig leichter Kleidung klebt uns der Baumwollstoff am Körper. U Mins* Glück. Unser Glück. Er spricht uns mit holprigem Englisch an. Where do you come from? Where do you go? Gewöhnungsbedürftig. Wir wollen nicht bei jeder Begegnung kundtun, woher wir kommen, wohin wir wollen. Erst viel später erfahren wir, dass sich Burmesen immer so begrüßen. U Min bietet uns seine Dienste als Trishaw-Fahrer an.

Einen Monat lang wollen wir Burma (auch Myanmar genannt) auf der Suche nach dem «Glück des einfachen Lebens» bereisen und die Dienstleistungen der einfachen Leute – nicht die der Regierung – unterstützen. Mit dieser Absicht sind wir auch nach Mandalay gekommen. Die Millionstadt liegt im Herzen Burmas und ist die zweitgrösste Stadt des Landes. Sie macht trotz vielbefahrener Strassen und unattraktiver, moderner Gebäude an mancher Ecke den Eindruck eines quirligen Dorfes.

Wir besteigen U Mins Velotaxi, obwohl er uns auch nach mehrmaligem Nachfragen keinen Preis nennt, und wir denken, dass dieser dürre Mann uns mit unseren 130 Kilogramm nie und nimmer durch die holprigen Strassen Mandalays chauffieren kann. Aber es ist einfach zu heiss zum Laufen.

Zuerst fahren wir zu den Goldschlägern. Im Land der goldenen Kuppeln wird nur in den Familienbetrieben Mandalays das hauchdünne Blattgold produziert, mit dem die Gläubigen Statuen und Stupas in ganz Burma verzierern. Wir beobachten, wie die jungen Männer den drei Kilogramm schweren Hammer immer wieder auf exakt denselben Punkt herunterschellen lassen. Klack, Klack, Klack. Schweissdurchnässt und mit gebeugtem Rücken. Spätestens mit 45 Jahren sind die menschlichen Maschinen verschlissen. Doch der Beruf ist beliebt. Er garantiert ein sicheres Einkommen und unbezahlbare Verdienste für das nächste Leben. Auch wir kaufen uns ein Briefchen Gold. Es soll gut schmecken und gesund sein. Vor allem fürs Herz. Vor allem zusammen mit Schokolade.

Mit U Min fahren wir zur Mahamouni-Pagode. Hier dürfen nur die Männer an der riesigen Buddha-Statue ihr Blattgold anbringen. Die Frauen halten sich betend und wartend im hinteren Teil des Tempels auf. Offiziellen Schätzungen zufolge wurden im Laufe der Jahre bereits etwa zehn Tonnen Gold auf die Rundungen des Buddhas gedrückt.

Zerstörte Klischees

Leichtatmig chauffiert uns U Min auf seiner Trishaw durch die Strassen Mandalays. Seit zwanzig Jahren mache er diesen Job schon. Davor sei er Mönch gewesen. Wie lange er denn pro Tag arbeite, fragen wir. – Von neun Uhr morgens bis zehn Uhr nachts. Ob denn seine Arbeit nachts nicht gefährlich sei; ohne Licht und bei diesem Verkehr? – Nein, antwortet er,

und je länger er arbeite, desto mehr komme es seinen drei Kindern zugute. Das gebe ihm die nötige Energie. Er hoffe seinen Job noch einige Zeit machen zu können. Aber die Behörden hätten die Trishaws bereits in vielen Vierteln der Innenstadt und auf einigen Hauptverkehrsachsen verboten. Sie gelten als Verkehrshindernisse und seien ein Zeichen der Armut. Wir fühlen uns auf diesem «Verkehrshindernis» sehr wohl.

Während wir plaudern, fahren wir am ehemaligen Königspalast vorbei. Hinein wollen wir nicht. Das Eintrittsgeld geht direkt in die Taschen des Militärregimes, und die roten Banner an den Festungsmauern genügen uns als Eindruck. Darauf wird auf Englisch der «Wille des Volkes» verkündet: «Widersetze dich jenen, die von externen Elementen abhängig sind, als deren Handlanger sie agieren, und die negative Ansichten vertreten. Widersetze dich fremden Nationen, die sich in die inneren Angelegenheiten des Staates einmischen. Vernichte alle inneren und äusseren zersetzenden Elemente, denn sie sind unsere Feinde.»

Lange galt Burma für zivilisationsmüde Europäer als Ort fern des Alltags. Ohne Coca-Cola, Betonstädte und Autobahnen. Doch Ende der achtziger Jahre geriet Burma in die Schlagzeilen. Damals gingen Hunderttausende Burmesen für Demokratie und Menschenrechte auf die Strasse, doch bewaffnete Soldaten des Militärregimes schlugen die Proteste blutig nieder. Die Machthaber liessen auf den wachsenden internationalen Druck hin zwar Wahlen durchführen, aber die siegreiche demokratische Opposition erhielt nie eine Chance, die Regierungsverantwortung zu übernehmen. Als Akt der internationalen Solidarität erhielt die charismatische Oppositionsführerin Aung San Suu Kyi 1991 den Friedensnobelpreis.

Grundlegende Veränderungen in Burma bleiben aus, die Unzufriedenheit der Bevölkerung verschafft sich immer wieder Luft. Die Bilder von Demonstrationen und brutalen Soldaten zerstören die alten Klischees von der Idylle. Auch diesen Herbst sind wieder Wahlen angesagt, und die Menschen hoffen weiter auf den entscheidenden Schritt Richtung Demokratie.

Meditieren als Ferien

Gemeinsam mit U Min besuchen wir eine der 2000 Teestuben in Mandalay. Unter freiem Himmel oder im Schatten von Bäumen laden sie auf miniaturartigem Plastikmobiliar zu frischem, mit viel Kondensmilch gesüstem Tee ein. Dazu gibts Frittiertes. Für 25 Rappen. Diese Orte sind oft Mittelpunkt von Mandalays Nachtleben. Dann kommt nebst dem Teetrinken auch das «Augenfüttern» zum Zuge: im vorbeiziehenden Strassenleben nach hübschen Mädchen Ausschau halten. Das beantwortet unsere Frage, weshalb sich vorwiegend Männer in den Teestuben aufhalten.

Die Sonne hat unterdessen ihren Höchststand erreicht. Wir brauchen eine Pause und

legen uns in einem Guesthouse für einige Stunden unter den Ventilator. Um vier Uhr ist U Min wieder da, um uns in den Süden der Stadt zu bringen. Im schummrigen Innern eines über hundertjährigen Klosters erzählt uns U Min stolz von seiner Zeit als Mönch. Er spare nun etwas Geld, sagt er, damit er nächsten Monat während des burmesischen Neujahres für ein paar Tage zurück in sein Kloster könne. Das seien dann seine Ferien. Er freue sich auf das Meditieren.

Nach einer weiteren halben Stunde Fahrt kommen wir am Fusse des Mandalay-Hügels an. Wir steigen viele Stufen den Berg bis zur goldenen Kuppel hinauf und lassen unseren Blick über die Stadt mit den unzähligen Stupas schweifen; bei einem riesigen Gebäude bleiben wir hängen. Ein junger Mönch erklärt uns, dass dies das Gefängnis sei. Seit die Regierung die Mönchsproteste im September 2007 niedergeschlagen habe, würden dort viele Mönche festgehalten. Er habe Glück gehabt und leite unterdessen eine Schule für Kinder aus mittellosen Familien, die er zum Mitdenken und Diskutieren anrege, sie nicht nur repetieren lasse.

«Never forget»

Nach einem einfachen Nachtessen, zu dem sich unser Chauffeur partout nicht einladen lassen will, ist unsere letzte Station das Marionettentheater. Es ist stickig und klein. Ein Orchester mit unbekanntem Instrumenten und lustigen Hüten sitzt zusammengepfertcht vor der Bühne. Wir fühlen uns auf Anheib wohl. Die Marionettenspieler entführen die wenigen Touristen allabendlich in eine mythische Welt. Pferde und Affen, Narren, Prinzessinnen und Alchemisten tanzen und kämpfen vor bunten Kulissen, und zum Schluss siegt das Gute. Die Künstler am anderen Ende der Fäden empfangen mit Stolz den Applaus.

Am Ende des Tages bezahlen wir unserem treuen Begleiter seinen Lohn. Nicht viel, aber anscheinend genug – seine Augen leuchten. Und als wir ihm noch unseren Tagesrucksack mit ein paar Kleidern für seine Familie zustecken, lässt er diesen schnell unter dem Sitz verschwinden, schaut sich um und verabschiedet sich. Wir wissen, dass Burmesen eigentlich keine Geschenke von Touristen annehmen dürfen. Tags darauf treffen wir unverhofft U Min nochmals. Er winkt uns zu sich, schüttelt uns überschwänglich die Hände und sagt: «Thank you for everything. I will never forget you!»

Wir dich auch nicht! Und wir wollen einen Teil deiner Geschichte weiter erzählen. Deine handgeschriebene Namenskarte, ausgeschnitten aus einem Stück Tetrapack, heben wir mit Stolz auf. «U Min», steht da drauf und «Trishaw driver, Mandalay».

*Name der Redaktion bekannt

KATJA STEHLE, 1973.

MARC DIETRICH, 1976.

Die Lehrerin/Köchin und der Lichtgestalter aus St.Gallen sind seit November 2009 in Asien auf Reisen.